

Anschluss an das Wissen der Welt

Afghanische Dozenten lernen in Berlin Informationstechnologie – und noch weit mehr

18 junge afghanische Dozentinnen und Dozenten der Informatik ließen sich in diesem Winter an der Technischen Universität (TU) Berlin weiterbilden. *Letter* sprach kurz vor ihrer Abreise mit vier von ihnen über die Entwicklung in Afghanistan und ihre Eindrücke in Deutschland.

Mit welchen Erwartungen sind Sie nach Deutschland gekommen?

Akmal: Afghanistan steht vor vielen Herausforderungen und Schwierigkeiten. Eine davon: Wir haben keine Dozenten mit hinreichend guten Computerkenntnissen. Ich wollte in Deutschland so viel wie möglich lernen, um es an meine Studenten in Kabul weitergeben zu können. Denn die neue Informationstechnologie kommt zunehmend auch nach Afghanistan, speziell an die Universitäten.

Vor sechs Jahren, im letzten Jahr des Taliban-Regimes, hatten wir nur einen Computer für 50 bis 60 Studenten, und auch der lief nicht, weil es keinen Strom gab. Heute haben wir in Kabul 150 Computer allein in unserer Fakultät und noch einmal 55 in unserem IT-Center, das von allen Dozenten und Studenten genutzt werden kann. Also die technischen Möglichkeiten sind da – um sie zu nutzen, brauchen wir aber Leute mit entsprechenden Kenntnissen. Verschiedene Länder und Organisationen, wie der DAAD, helfen uns dabei.

Khalid: Ich kam nach Berlin, um Computer Science zu studieren. Und es ist gut, dass wir an der TU das Technische lernen, aber fast noch wichtiger ist für mich die Erfahrung, dass sie uns dort mit so viel Respekt begegnen. Es ist ihnen egal, dass wir aus einem armen Land kommen. Auch außerhalb der Universität fällt

mir auf, dass verschiedene Kulturen und Ethnien sich respektieren, friedlich zusammen leben und jeder das Recht auf seinen Glauben und sein Denken hat. Diese sozialen und demokratischen Werte brauchen wir auch in Afghanistan.

Warum braucht Afghanistan Informationstechnologie?

Mariam: Wir wollen mit anderen Ländern gleichziehen und am internationalen Informationsaustausch teilhaben.

Akmal: Das Internet ist für Afghanistan vielleicht sogar noch wichtiger als für andere Länder, sowohl für die Kommunikation innerhalb unseres Landes als auch mit dem Ausland. Zwischen manchen Städten gibt es bei uns bis heute keine Straßen. Da kann das Internet die fehlende Verbindung schaffen. Unsere grenznahen Städte haben nur Verbindung zu den Nachbarländern. Der Anschluss an Informationen und das Wissen in der Welt sind aber wichtig, wenn wir unser Land entwickeln wollen.

Wie verbreitet ist das Internet in der Bevölkerung?

Khalid: Sehr verbreitet. Die meisten Institutionen haben Internet, und Privatleute, die sich keinen Computer leisten können, gehen ins Internetcafé. Allerdings ist man in Kabul sehr eingeschränkt, weil es noch immer nicht genug Strom gibt. Kabul war so zerstört wie Berlin nach dem Zweiten Weltkrieg, und es braucht Zeit und Geld, die Elektrizität wiederherzustellen.

Akmal: Städte, die nah an der Grenze liegen, wie Herat, bekommen Elektrizität aus dem Nachbarland. Kabul soll künftig Strom aus Tadschikistan bekommen. Ob das aber in ein oder zwei Jahren gelingen wird, hängt vom Budget und von der Sicherheit ab.

In Ihrer Gruppe von 18 Dozenten sind neun Frauen und neun Männer. Das ist ein für deutsche Verhältnisse hoher weiblicher Prozentsatz für ein technisches Fach.

Malalai: Dass wir 50 Prozent Frauen sind, haben wir der Politik der TU Berlin und des



ABSTRACT

In Touch with the World's Knowledge

DAAD zu verdanken. Sie stehen auf dem Standpunkt, dass Frauen dasselbe Recht auf Ausbildung und so auch auf Stipendien haben wie Männer. An den Universitäten in Kabul und Herat studieren in unserem Fach nicht 50, sondern circa 30 bis 35 Prozent Frauen.

War es für Sie als Mädchen einfach, sich für Informatik zu entscheiden?

Mariam: Das hängt ganz von der Familie ab. Wenn die Familie gebildet ist, dann ist es kein Problem. Meine Familie hat mich unterstützt – egal welches Fach ich gewählt hätte.

Wie steht es um die Gleichberechtigung an der Universität?

Malalai: In Herat habe ich zunächst an einer arabischen Privathochschule studiert. Dort wurden wir Mädchen von den Jungen getrennt unterrichtet. Selbst die Pausen waren so gelegt, dass wir uns nicht treffen konnten. Als wir an die Herat University wechselten, kamen die Berliner Dozenten – das änderte alles.

Khalid: Anfangs wurden die Mädchen an der Uni in Herat allerdings von Extremisten diskriminiert. Als wir zum ersten Mal mit dem deutschen Projektleiter zusammentrafen, der uns nach unseren Bedürfnissen und Interessen fragte, saßen die Jungen vorn und die Mädchen hinten. Die Jungen redeten, aber als eines der Mädchen sprach, protestierte ein Student dagegen. Einige wollten nicht mit Mädchen zusammen unterrichtet werden, und anderen war es peinlich, wenn Mädchen im Unterricht mehr wussten als sie selbst.

Eighteen young Afghan lecturers took part in an in-service training course in computer science this winter semester at Technische Universität Berlin (TU). Their visit was part of a project supported by the DAAD in which academics from the TU are helping to develop computer science education as well as an IT infrastructure in Afghanistan. After 20 years of war and terror, Afghan higher education had come to a standstill. Under the Taliban regime that ruled until 2001, there was no information technology.

Now some 1500 students at the University of Kabul are learning computer science, while the university in Herat currently has about 230 computer science students. The academics from Berlin are teaching students

in the country, and at the same time are training a base of Afghan instructors.

Letter asked four of the young Afghans about developments in their country, and about their impressions of Berlin. One salient point: they are interested not only in new technologies that will put their country in touch with the world's knowledge, but also in the social customs of their host country.

The Afghan Minister of Trade and DAAD alumnus Amin Farhang remembers another period of faculty-building in Afghan higher education, thirty years ago. Talking to Letter, he confirms the importance of international standards for the education sector in Afghanistan today.

Malalai: Eine Berliner Dozentin kämpfte für uns. Sie setzte gegen den Widerstand des Universitätspräsidenten durch, dass Jungen und Mädchen zusammen und gleichberechtigt unterrichtet werden.

Khalid: Sie hat damit vieles verändert – für mich ist das ein Beispiel dafür, wie durch den Kontakt zu den deutschen Dozenten neben dem technischen Know-how auch soziale Wert vermittelt werden. Das ist für unsere Zukunft enorm wichtig.

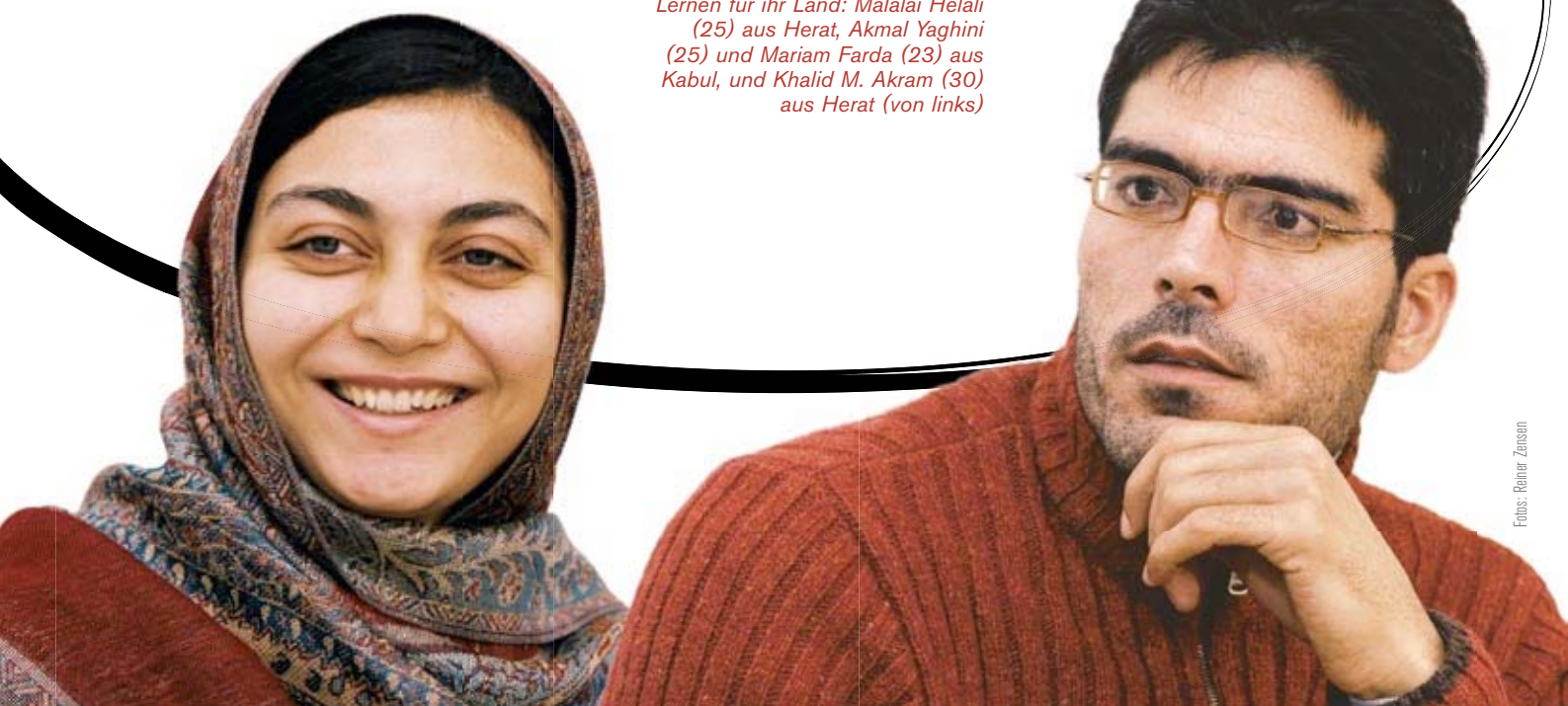
Akmal: An der Universität Kabul – mit ihrer

tik-Studentinnen wollten Dozentinnen werden. Voraussetzung war ein Auslandsaufenthalt in Japan, um dort den Master zu machen. Es waren aber die Familien, die ihren Töchtern das Studium im Ausland verweigern wollten, während die Universität die beiden Mädchen unterstützt hat.

Wie reagierte Ihre Umwelt auf Ihre Berlin-Reise?

Malalai: Es war für unsere Eltern nicht leicht. Die Berliner Dozentin ging in jede Fa-

Lernen für ihr Land: Malalai Helali (25) aus Herat, Akmal Yaghini (25) und Mariam Farda (23) aus Kabul, und Khalid M. Akram (30) aus Herat (von links)



und überzeugte sie davon, dass der Deutschlandaufenthalt für unsere Fachkenntnisse und unsere Bildung sehr wichtig sei.

Was ist Ihnen am deutschen Universitäts-system besonders aufgefallen?

Mariam: Die Studienbedingungen sind ideal. Hier kann man jederzeit studieren, die Uni ist bis in den späten Abend geöffnet. Bei uns ist nachmittags um vier Uhr alles dicht.

Khalid: Solche Einschränkungen hängen auch mit der mangelnden Sicherheit zusammen. Im vergangenen Jahr explodierte eine Bombe in meiner Klasse, eine Studentin wurde getötet.

Akmal: Ich habe hier deutsche Lehrmethoden kennengelernt. Die Studenten arbeiten sehr selbständig. Die Dozenten führen sie nur auf den Weg, auf dem sie dann selbst weiter forschen. An unseren Universitäten ist der Unterricht oft noch wie in der Schule.

Außerdem gibt es bei uns in der Forschung noch keine Teamarbeit. Wenn wir zurückkehren, wollen wir gemeinsam mit der TU daran arbeiten, die Studiensysteme unserer Universitäten einander so anzugleichen, dass wir besser zusammenarbeiten und auch von der einen zur anderen Uni wechseln können.

Khalid: Mir ist aufgefallen, dass Studenten in Deutschland vom Staat finanziell unterstützt werden. Bei uns muss man alles selbst bezahlen. Wenn Du es Dir nicht leisten kannst, kannst Du nicht studieren.

Auf dem Dach der Universität in Herat:
Der Internet-Empfänger wird eingerichtet

Und wie haben Sie den deutschen Alltag erlebt?

Malalai: Der Alltag hier ist in allem total verschieden von unserem. Zum Beispiel die öffentlichen Verkehrsmittel: In Berlin kann man immer und überall pünktlich sein, weil es, anders als bei uns, Fahrpläne gibt und man nie lange auf den Bus warten muss.

Mariam: Und man kann völlig ungefährdet über die Straße gehen, weil es Ampeln für Fußgänger gibt. Bei uns ist es lebensgefährlich, die Straße zu überqueren.

Akmal: Für mich ist der größte Unterschied der Frieden. Die Menschen hier können für die nächsten 50 Jahre planen, für die Zukunft ihrer Kinder und ihres Landes. In Afghanistan wissen wir nie, was morgen kommt. Mir fällt auch auf, dass die Leute hier anders denken – sie fühlen sich stärker verantwortlich für ihr Land als bei uns. Heute gibt es auch bei uns einige Menschen, die wirklich etwas für das Land tun wollen, aber erst der Frieden kann eine grundlegende Änderung bringen.

Wenn ich Sie jetzt nach Ihrem ganz persönlichen Wunsch frage...

Akmal: ... dann wünsche ich mir, dass mein Land alle Möglichkeiten, die es auch durch die internationale Unterstützung hat, gut nutzt. Dass alle im Land kooperieren, um Afghanistan ökonomisch und sozial voranzubringen.

Malalai: Ich wünsche mir, dass ich mit meiner Ausbildung vor allem Frauen und Mädchen in Afghanistan helfen kann, denn für sie ist der Zugang zu der neuen Technologie besonders schwierig.

Khalid: Ich wünsche mir, dass wir in Frieden zusammenleben können. Als Lehrer kann man ganz viel dazu tun, denn ich glaube, Bildung ist der Schlüssel zu dieser Entwicklung.

Das Interview führte Leonie Loreck



Informatik in Afghanistan:

Die Technische Universität (TU) Berlin startete vor fünf Jahren das vom DAAD und dem Auswärtigen Amt geförderte Projekt, in Afghanistan eine Informatikausbildung und IT-Infrastruktur aufzubauen. Dabei musste sie beim Punkt Null beginnen. Nach 20 Jahren Krieg und Terror lagen die Universitäten in Afghanistan brach. Unter der Herrschaft des radikalislamischen Taliban-Regimes bis 2001 gab es keine Informationstechnologie.

An der Universität Kabul arbeiten TU-Mitarbeiter des „Zentrums für internationale interkulturelle Kommunikation“ (Fakultät Elektrotechnik und Informatik) seit dem Jahr 2002 daran, ein Rechenzentrum, ein Informationstechnologie-Institut und weitere Fakultätsnetzwerke aufzubauen. Seit Ende 2004 helfen die deutschen Wissenschaftler auch beim Aufbau der Informatik-Fakultät und eines Informationstechnologie-Zentrums an der Universität Herat. In Kabul wurden bisher rund 1500 junge Afghanen und Afghaninnen in Informatik ausgebildet, in Herat gibt es derzeit circa 230 Informatik-Studierende.

In Kabul stellen die ersten afghanischen Studienabsolventen heute bereits einen Teil des Lehrpersonals, in Herat arbeiten Studierende als Tutoren. Zur Verbesserung der Lehre und Vorbereitung auf die Dozentur kam jetzt nach einigen mehrwöchigen „winterschools“ eine Gruppe von jungen Afghaninnen und Afghanen zum ersten Mal für ein Semester an die TU Berlin. Dabei wurden sie ebenfalls vom DAAD unterstützt.

Informationen:

<http://projekte.ziik.org/afghanistan>

und:

„Establishing Academic Structures in Computer Science at Herat University“ Dokumentation.
Hrsg. von Bernd Mahr, Nazir Peroz. IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation 2006



Foto: Leonie Lorenck

nach Afghanistan zurückgekehrt und habe die Wirtschaftsfakultät in Kabul nach deutschem Muster aufgebaut. Sie war eine der besten in der Region.

Deshalb habe ich mich jetzt, da nach 30 Jahren die Wirtschaftsfakultät in Kabul wieder neu aufgebaut wird, dafür eingesetzt, dass junge Leute aus Afghanistan in Deutschland ein regelrechtes Studium absolvieren. Auffrischkurse für Studenten, die am Anfang sicher nützlich waren, reichen nicht aus. Wenn gut ausgewählte Stipendiaten mit einem deutschen Examen in der Tasche zurückkehren, können sie die wirtschaftswissenschaftliche oder die naturwissenschaftliche Fakultät auf einen internationalen Standard bringen. Denn wir haben im Moment überhaupt keine Lehrkräfte.

Darum geht es gerade in dem Informatik-Projekt der Technischen Universität Berlin mit den Unis in Kabul und Herat.

Die Einrichtungen der TU in Kabul und Herat sind gut und nützlich, weil sie in diesem Prozess der Kapazitätsbildung ein wichtiger Schritt nach vorne sind.

Wie sollte die kommende Elite Afghanistans aussehen?

Die meisten Angehörigen der afghanischen Elite leben schon sehr lange in Amerika, in Europa, in Deutschland. Sie haben dort neue Existenzen aufgebaut und wollen das nicht aufgeben. Sie kritisieren uns und sagen uns, wir sollten dieses und jenes anders machen. Doch sie packen nicht mit an. Diese Meckerei ist Folge eines schlechten Gewissens. Was unser Land heute braucht, sind diese Leute, die leider nicht bereit sind, nach Afghanistan zu kommen. Man muss sich für das Land auch mit weniger begnügen.

Mit einem geringeren Lebensstandard, meinen Sie?

Ja, natürlich.

Wie sehen Sie denn die Chancen für eine gute wirtschaftliche Entwicklung in Afghanistan?

Die Chancen sind gut. Es ist höchste Zeit, dass man die Anstrengungen aller Geberländer koordiniert und von kleineren Projekten zu größeren übergeht, die mehr Arbeit und Einkommen schaffen und größere Wirkung haben. Man muss das Schwergewicht auf wirtschaftliche Entwicklung und Wiederaufbau legen und militärisch so viel machen, dass Terroristen die Region nicht wieder destabilisieren können. Dann kann man auch das Sicherheitsproblem lösen, weil die Menschen neue Hoffnung schöpfen.

Die Fragen stellte Markus Decker

(Zum Aufbau von Wirtschaftsfakultäten in Afghanistan siehe auch Seite 38 in diesem Heft.)

„Wir brauchen den internationalen Standard“

Fragen an den afghanischen Handelsminister Amin Farhang

Amin Farhang war DAAD-Stipendiat in Köln, wo er 1974 als Volkswirt den Doktor machte. 1981 kam er erneut nach Deutschland, diesmal als Emigrant. Er lehrte an der Universität Bochum, gründete ein Consulting-Büro, das Projekte für Entwicklungsländer bewertete, und baute eine Dokumentationsstelle über Afghanistan mit auf. Nach 20 Jahren kehrte er 2001 als Wiederaufbau-Minister in seine Heimat zurück. Heute ist er Minister für Handel und Industrie.

Herr Farhang, wie nützlich ist der akademische Austausch mit Deutschland für junge Afghanen?

Ich bin selbst Produkt eines DAAD-Programms. Ich kam damals, im Jahr 1964, nach Deutschland, um ein reguläres Studium zu absolvieren. Ich bin dann mit Dutzenden von Kollegen

Elektrischer Strom ist Mangelware: Studenten und Dozenten in Herat bei der Ankunft des Generators



Foto: Daniel Tippmann